

Aus dem Inhalt:

Zeit und Leben –
Gewährte und erfüllte Zeit

Auf der Warte –
»Ich sehe die Gefahr ...«

Woher Templerfamilien stammen:
Christian Eppinger – Sendbote
des Tempels von 1860

TREFFPUNKT
Gemeindemitteilungen

Zeit und Leben

Otto Hammer

Vom Wissen um die uns gewährte Zeit

Der du die Zeit in Händen hast, Herr, nimm auch dieses Jahres Last und wandle sie in Segen. Nun von dir selbst in Jesu Christ die Mitte fest gewiesen ist, führ uns dem Ziel entgegen.

Der du allein der Ew'ge heißt und Anfang, Ziel und Mitte weißt im Fluge unserer Zeiten: bleib du uns gnädig zugewandt und führe uns an deiner Hand, damit wir sicher schreiten.

Jochen Klepper, 1935

Die Struktur der Zeit

Wir teilen die Zeit auf in Monate, Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte. So strukturieren wir sie. Es ist die kalendarisch-chronometrische Zeit, die naturwissenschaftliche Zeit. Es ist die Zeit, die *ist*, auch ohne daß *wir* sind. Sie ist gleichmäßig strukturiert, linear fortlaufend: ein Monat hinter dem anderen, ein Jahr nach dem anderen, ohne Rücksicht darauf, ob wir auf dieser Welt sind oder sie verlassen haben. Ohne Rücksicht darauf, ob wir glücklich lachen oder uns in Verzweiflung verzehren.

In der Schöpfungsgeschichte wird als erste Schöpfungstat die Erschaffung von Raum und Zeit erzählt:

»Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, daß sie den Tag und die Nacht regierten und schieden Licht und Finsternis. Und Gott sah, daß es gut war.«

In diese naturwissenschaftliche Zeit hinein wurden wir geschaffen, weil wir ein Teil der Natur sind. Aber es ist nicht die Zeit, die für *uns* geschaffen ist. Sie regiert unser Leben, aber sie *ist* nicht unser Leben. Wir fragen uns: was ist dann unsere Zeit, was ist die Zeit, die unser Leben ausmacht? Ist unsere persönliche Zeit nicht *mehr* als Uhr und Kalender?

Unser Leben ist letzten Endes *gewährte*, *gelebte* und *nicht gelebte* Zeit. Unser Leben ist *erfüllte* und *verfehlt* Zeit. Unser Leben ist die Einheit der Zeit in der Vielfalt des Erlebten.

Unser Leben ist gewährte Zeit

Alles Leben ist *gewährte*, uns *zugemessene*, uns *geschenkte* Zeit. Für ein Geschenk aber muß man, um es sich tatsächlich zu eigen zu machen, dankbar sein. Man muß es würdigen. Man muß seiner würdig sein. Wie aber ist man würdig, wie würdigt man das Geschenk des Lebens, die uns gewährte Zeit?

Die Antwort ist einfach zu begreifen, aber schwer in Worte zu fassen: Wir würdigen das Geschenk unseres Lebens, indem wir es *bewußt* leben, indem wir es mit der ganzen Person, mit Leib und Seele und Geist, erleben. Wir zeigen uns des Geschenks würdig, indem wir die *gewährte* Zeit zur *erfüllten* Zeit machen.

Wer nicht dankt, wer nicht das Leben als kostbare, nicht wiederholbare, einmalige Chance sieht, der würdigt es nicht, der nimmt das Geschenk der gewährten Zeit nicht an, der macht die ihm zugemessene Zeit zur *verlorenen* Zeit.

Wer nicht das Ganze des Geschenks sieht, in den Grenzen seiner engen Spanne zwischen Leben und Tod, der kann es auch nicht in seiner Gänze annehmen. Der kann sein Leben nicht in der Gänze leben und erfüllen.

Die Fülle des Lebens

Unsere Lebenszeit ist die Fülle des Lebens, die uns mit dem Odem Gottes geschenkt wurde. Es ist die Zeit, die *mit* uns und *für* uns geschaffen wurde, als Schicksal, als Lebensplan, als die Summe der Möglichkeiten. Der Mensch – ein Geschöpf der Möglichkeiten

Im »Prediger Salomo (Kohélet)« steht im 3. Kapitel, wie alles, was die Menschen tun und erleben, »seine Zeit« hat. Dieser Text zeigt das Schwingen der persönlichen, uns angehenden, uns ausmachenden Zeit. Und dieser Rhythmus wird vollzogen in dem was wir tun, in dem womit wir unser Leben ausfüllen, in den uns gegebenen Möglichkeiten, für die wir uns entschieden haben.

Leben ist Vielfalt, Leben vollzieht sich in der Spannung von Gegensätzen. Das Leben, die wahre, wirkliche Zeit, ist kein gleichmäßiger Fluß, sie ist ein Auf und Ab. Teilweise gestalten wir *sie*, aber mehr noch wird sie *uns* gestaltet. In unserer Abhängigkeit heißt es hinzunehmen: dankend, hoffend, vertrauend.

Die verfehltete Zeit, die Zeit der anderen Götter

Zu meiner Konfirmation schenkte mir eine ältere Dame, aus der dortigen Gemeinde, ein Bild. Darauf war ein Kelch gemalt und darunter stand:

»Jeder Tag ist wie ein Pokal und wartet, daß wir ihn füllen: entweder mit banger zagender Qual, oder mit einem fröhlichen Willen«.

Die literarische Qualität dieses Satzes ist sicherlich anfechtbar. Mich hat er aber seinerzeit so beeindruckt, daß ich die Karte nicht wie gewohnt wegwarf, sondern sie übers Bett nagelte, wo sie viele Jahre hing. Und immer wieder frage ich mich seither, wie füllt man den Pokal richtig, wie macht man seine Zeit zur erfüllten Zeit, und was hindert uns daran?

Nach und nach beginne ich zu begreifen: Was uns hindert, ist die Abhängigkeit von *falschen* Lebenszielen, daß wir *falschen* Göttern nachlaufen, die uns die gewährte Zeit entziehen. Es ist die *Mißachtung* des Gebots »Du sollst keine anderen Götter haben neben mir«. Es sind keine Götzen aus Holz oder Eisen. Unsere Abgötter kommen aus dem Herzen als falsche Lebensbilder.

Da ist das Streben nach dem Haben, nach Reichtum, nach falscher Sicherheit,

die Gier des Erwerbens und Besitzens. Wir denken an das Gleichnis Jesu vom reichen Kornbauern und dessen Verblendung des Habens. Da ist das Streben nach der Anerkennung der anderen Leute, nach dem Ruhm der eigenen Tat, der uns Sicherheit und Identität geben soll.

Da ist der Versuch, unser eigener Richter zu sein. Daraus resultieren unsere Angst zu versagen und der lebensvernichtende Umgang mit der Schuld, die wir verdrängen müssen, damit sie uns nicht erdrückt. Es ist sehr schwer, sich selber zu vergeben. Nur wer das nötige Vertrauen in Gott hat, der kann seine Schuld dieser letzten Instanz überlassen. Wer sich bejaht weiß, der kann immer wieder neu anfangen. Und da ist schließlich der schlimmste Abgott: die Sorge, die Zukunftsangst, die Dämonisierung der *vor uns stehenden* Zeit. Sie leugnet die Fürsorge des Schöpfers für seine Schöpfung.

Alle diese falschen Götter sind Bilder, die wir uns selbst vormachen, dort wo wir nicht fest im Vertrauen und im Glauben sind. Diese Bilder nehmen uns die Fähigkeit, das Leben unbefangen und froh zu erleben. Sie zwingen uns, unser Leben nach diesen Bildern zu leben: ein *fiktives* Leben für einen *finjierten* Abgott. Ein Leben in der Fiktion aber ist *unwahr* und *verfehlt*.

Der Ruf zum frohen Leben, wie er im Bibeltext aus dem Prediger Salomo steht, wird in der Bergpredigt präzisiert:

»Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo sie die Motten und der Rost fressen und wo die Diebe einbrechen und sie stehlen.

Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt?

Und warum sorgt ihr euch um die Kleidung? Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Wenn nun Gott das Gras auf dem Feld so kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird: sollte er das nicht viel mehr für euch tun, ihr Kleingläubigen?

Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach dem allen trachten die Heiden. Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr all dessen bedürft. Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.«

Nun, wir sind keine Lilien auf dem Felde. Wir sind Familienväter und -mütter. Aber so hat es der Text auch nicht gemeint. Hier wird nicht dem »Fünfegradseinlassen« das Wort geredet. Selbstverständlich sind wir gehalten, als gute Haushalter und als verantwortlich denkende Menschen Vorsorge zu treffen, wo wir vorsorgen können: für unsere Familien, für die Ausbildung der Kinder, für unser Alter. Luther bezeichnet diese Vorsorge als "Amtssorge" und als zum Trachten nach dem Reich Gottes gehörend.

Was hier verlangt wird, ist die Anerkennung Gottes als *Garant unserer Zeiten*: der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Hier geht es um das frohe Hineingehen in die Zeit. Gottes frohe Verheißung ist die Zukunft, das Ziel, nach dem

wir trachten. Wer mit traurigem Gesicht von "no future" spricht und sich resignierend abwendet, der versündigt sich mit einem törichtem Aberglauben. Der *nimmt* sich die Zukunft.

Die Einheit unserer Zeit in der Vielfalt des Erlebten

Noch aber ist die Frage offen, was es ist, das die verschiedenen Episoden und Epochen, die wir durchleben, zu *einer* Zeit, zu einer Einheit, zu *unserer* Lebenszeit macht. Was ist der *rote Faden* unseres Lebens?

Die Einheit unserer Lebenszeit ergibt sich im Glauben, aus der Zuwendung dessen, der für uns der Anfang und das Ende ist: Der Herr der Zeit, der die Zeit geschaffen hat, der in der Zeit wirkt, der aber selbst keine Zeit hat, weil er außerhalb von Zeit und Raum ist.

Das Vertrauen des Glaubens gründet auf das *Ja* des Schöpfers. Es ist die Urzusage im ersten Gebots: »*Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir*«. Übersetzt bedeutet das: du sollst keine anderen *Zeiten* haben neben der *meinen*. Gott hat uns als Schöpfer Zeit gewährt. Er sagt Ja zu uns. Wir können uns auf ihn verlassen, ihm vertrauen. Und wenn wir uns auf jemanden verlassen können, dann sagen wir, wir glauben an ihn.

Der Glaube, getragen zu werden und geborgen zu sein, macht uns frei, unsere Zeit mit *echtem* Leben zu füllen. Die Sicherheit und Gelassenheit, die aus dem Glauben kommt, verbindet die verschiedenen Episoden und Epochen unseres Lebens und macht sie zu unserer *Lebenszeit*. *Gottvertrauen* ist der rote Faden, der durch unsere Zeiten führt. Wir leben *aus dem Glauben*.

Der Bezug zum Tempel

Als letzter Punkt dieses Beitrags bleibt die Frage: hat dieses Thema einen besonderen *templerischen* Bezug? Ich glaube ja. Ganz deutlich wird es beim Text der Bergpredigt. Der Satz vom »Trachten nach dem Reich Gottes« war auf die Stirnseite des Saals in Haifa in großen Buchstaben geschrieben. Er ist auch heute noch das kurzgefaßte *Glaubensbekenntnis des Tempels*.

Brigitte Hoffmann hat es in ihren Vorträgen und Beiträgen, zuletzt in der Dezember-»Warte«, formuliert: Die vier Säulen, auf denen das richtige Templersein aufbaut, sind: *Gottvertrauen, Nächstenliebe, Verantwortung für die Welt* und das *Leben in der Gemeinde*. An erster Stelle, als Voraussetzung für die nachfolgenden Punkte, steht das Gottvertrauen, der *Glaube, daß uns Gott geschaffen hat und uns erhält*. Der Glaube, daß uns Gott die Zeit unseres Lebens gegeben hat und uns hilft, diese Zeit zu erfüllen. Daß er nicht will, daß wir unser Leben in Angst verfehlen.

Dieses Urvertrauen in die Freude und die Fülle des Lebens prägte die frühen Templer um Christoph Hoffmann. Es gehörte im Jahre 1869 sehr viel Gottvertrauen und sehr viel Sendungsbewußtsein dazu, hier alles liegen und stehen zu lassen und mit der ganzen Familie nach dem damaligen Palästina zu gehen.

Aus diesem Glauben heraus haben wir die Aufgabe und die Möglichkeit, unserem Mitmenschen, *unserem Nächsten, in Liebe gegenüberzutreten*, ihm die Liebe und die Güte zukommen zu lassen, die Gott für ihn ausersehen hat. Der Glaube befähigt uns, unserem Nächsten ein Bote der Liebe und der Güte Gottes zu sein.

Aus diesem Glauben heraus haben wir die Aufgabe und die Möglichkeit, *Verantwortung zu übernehmen für die Welt*: für die Menschheit und die Natur. Wir sind mitverantwortlich für all das, was mit uns geschaffen und uns in die Hand gegeben ist. Wir sind mitverantwortlich für die Ordnung unter den Menschen.

Wir finden die Kraft des Glaubens in der Gemeinde, in der *Gemeinschaft des Glaubens*. Dort, wo wir den Glauben lernen, weitergeben und festigen sollen. Gemeinde ist *mehr* als regionale Einheit. Wir sind nicht nur Gemeinde, wenn wir im Gemeindehaus Gottesdienst feiern. Wir sind Gemeinde überall dort, wo wir als unterscheidendes und auszeichnendes Merkmal das von Jesus aufgestellte Ziel des Gottesreiches zur Mitte des Glaubens haben. Die Gemeinde, die – ich zitiere Brigitte Hoffmann – von ihren Mitgliedern verlangt, daß sie im Sinn und nach dem Vorbild Jesu leben, in seinem Glauben und in seiner Ethik.

Ein Beispiel zeigt, mehr als alle Worte, die Tiefe dieses Glaubens im frühen Tempel: Als Matthäus Frank aus Neuffen und seine Frau Gertrud Schmidt im Jahre 1873 die Mühle in der Rephaim-Ebene bauten und damit den Grundstein für die dortige Tempelsiedlung legten und den Anfang der Jerusalemer Neustadt machten, da ließen sie über den Eingang des Hauses meißeln »Eben Ezer 1873«. Eben Ezer, das ist der Stein, den Samuel nach der Philisternot setzte, der »Stein der Hilfe«, an dem er sprach »Bis hierher hat uns der Herr geholfen«. Dieser Glaube, dieses Gottvertrauen verband für Matthäus Frank den Flug seiner Zeiten, die Stationen seines Lebenswegs. Gottes Hand hatte ihn von Neuffen zu den Tempelsiedlungen im Kaukasus und bis nach Jerusalem geführt.

Auch wir Heutigen leben aus diesem Glauben. Amen

(aus einer Gottesdienst-Ansprache in der Tempelgemeinde am 8. Januar 1995)

Auf der Warte

»Ich sehe die Gefahr ...«

Nach den letzten großen Sturmfluten in Norddeutschland und Holland hat man weitsichtig und verantwortungsbewußt die Deiche erhöht. Das hierfür aufgewendete Geld ist gut angelegt, auch wenn es sich um viele Millionen handelt, denn Deichbrüche können einen volkswirtschaftlichen Milliarden Schaden anrichten.

Nur wenige aber schätzten die Gefahren richtig ein, die vom Hochwasser in den Flüssen ausgeht. Man sprach 1994 von einem »Jahrhundert-Hochwasser« und wollte damit sagen, daß es sich dabei um eine absolute Ausnahme handelte, um eine Naturkatastrophe, mit der wir leben könnten, weil sie so nur alle hundert Jahre vorkommt. Die neuerlichen Überschwemmungen haben uns nun alle eines besseren belehrt. Wirklich?

Wird man nun damit aufhören, alle jene Mahner und Warner als weltfremde Spinner abzutun, die seit langem vor den rücksichtslosen Eingriffen in die Flußläufe und die Zubetonierung der Uferbereiche warnen? Gott sei Dank sagt nun auch die Umweltministerin offen: »Ich sehe die Gefahr ...« Ist aber einmal die Gefahr erkannt, so ist sie auf dem politischen Feld noch lange nicht gebannt. Enorme wirtschaftliche und private Interessen stehen dem Umweltschutz und speziell dem Gewässerschutz entgegen. Sich dagegen zu behaupten fällt allen Regierungen schwer. Man muß die Gefahr sehen, daß doch bald alles wieder vergessen ist und alles beim alten bleibt.

Das gilt vor allem für die versprochene »rasche und unbürokratische Hilfe« für die Hochwassergeschädigten. Viele Deutsche glauben nicht mehr an diese Hilfe. Das aber führt zu einem zusätzlichen Vertrauensverlust in unseren Staat.

Was hat das alles aber mit unserem christlichen Ethos zu tun? Sehr viel, denn die Bewahrung der Schöpfung ist uns im Alten und im Neuen Testament aufgetragen. Das können wir aus 1. Mose, Kap. 1 und 2 deutlich ablesen: »Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut«. Der Schöpfer hat es so eingerichtet, daß Flüsse zu Hochwasserzeiten die angrenzenden Niederungen, z.B. Flußauen, überschwemmen können, und das ist gut so. Was aber der Schöpfer gut gemacht hat, das soll der Mensch in seinen kurzsichtigen Egoismen nicht zerstören.

Die andere Stelle aus 1. Mose 2 kennt wohl jeder Bibelleser: »Und Gott, der Herr, nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, daß er ihn bebaute und bewahrte«. Von »bebauen« ist hier die Rede, nicht von »verbauen« und »zubauen«, von »bewahren« und nicht von »zerstören«.

Gerade Jesus lehrt uns den sorgsamsten Umgang mit der Schöpfung. Er öffnet seinen Schülern (Jüngern) die Augen für »die Lilien auf dem Feld«, ja für die mannigfachen einfachen »Gräser«, und Jesus von Nazareth sagt auch »Sehet die Vögel unter dem Himmel an«. Der Mensch, und gerade der Christenmensch, muß begreifen, daß er nur ein *Teil* der großen Schöpfung ist und daß die »Erlösung« der *ganzen* Schöpfung gilt. »Hauptsache ich« – das ist keine christliche Lehre. Vielmehr sollte der gottesfürchtige Mensch sagen: »Ich, der Mensch, zusammen mit allen Mitgeschöpfen und der ganzen Natur«.

Der Theologe Paulus hat es in seinem Brief an die christliche Gemeinde in Rom deutlich ausgesprochen, daß die »Erlösung« der *ganzen* Schöpfung gilt. Der *ganzen* Schöpfung (Röm. 8, 18-23) ist die Befreiung verheißen! Diese Befreiung aber beginnt nicht erst nach dem Tod im Himmel, sie nimmt ihren Anfang schon hier in dieser Welt. Bei der jetzigen Hochwasserkatastrophe haben wir wieder deutlich »das Seufzen der Schöpfung« gehört. Es ist an uns Menschen, die Seufzer der Schöpfung zu hören und, aus dem Glauben heraus, an der Befreiung teilzunehmen und mitzuwirken. *Willi Bidermann, Pfarrer i.R.*

Woher Templerfamilien stammen

Christian Eppinger – Sendbote des Tempels von 1860

Anders als manche andere Templer kamen die Eppingers nicht in geschlossenem Familienverband nach Palästina. Der erste Eppinger war als Einzelreisender schon lange dort, noch ehe die eigentliche Auswanderung begann. Er zählt somit zu den allerersten Pionieren der Templer im Heiligen Land.

Mit *Christian Friedrich Eppinger*, geboren am 13. November 1833 in Hoheneck bei Ludwigsburg, beginnt die Palästina-Chronik der Eppingers. Sein Vater David Eppinger war Schneider in Kleinbottwar gewesen, und vor ihm lebten sieben Generationen in Köngen und Wendlingen. Die Eppingers sind mithin urschwäbischer Natur, was hier besonders erwähnt werden soll im Hinblick auf manche andere Templerfamilien, deren Wiege nicht im Schwabenland stand.

Nach dem Vorbild seines Vaters wurde auch Christian Friedrich – kurz: Christian – Schneidermeister. Mit 17 Jahren war er in Korntal, kam in Verbindung mit Christoph Hoffmann und seinen Anhängern und fand von dort mit 21 Jahren als Zögling Aufnahme in der Pilger-Missionsanstalt Spittler in St. Chrischona bei Basel. Drei Jahre lang, von 1854 bis 1856, wurde er dort zum Missionar ausgebildet.

Nach seinem Abschluß in St. Chrischona kam er noch für ein Jahr zu Christoph Hoffmann auf den Kirschenhardthof, um sich endgültig für seine Aufgabe als Missionar vorzubereiten. Das Jahr war kaum vorüber, die »Evangelisten-Schule« abgeschlossen, da erging vom Kirschenhardthof an Christian Eppinger zusammen mit drei anderen Zöglingen – Philipp Hochstetter, Karl Heuschele und Hieronymus Sonderecker – die Weisung, für ein Jahr ins Heilige Land zu reisen, sich in Jerusalem niederzulassen, die Landessprache zu erlernen und ein geeignetes Arbeitsfeld für ihren missionarischen Auftrag zu suchen.

Die sich daraufhin vollziehenden Ereignisse, die Anfangszeiten in Jerusalem bei Johann Ludwig Schneller in seinem nur ein Jahr zuvor gegründeten »Syrischen Waisenhaus« lassen sich im Rahmen dieses Berichtes nicht erfassen. Die vier Sendboten trennten sich irgendwann wieder von Schneller und zogen nach Nazareth, wo sie von Johannes Zeller und J.J. Huber, zwei Angehörigen der englischen Missionsgesellschaft, freundlich aufgenommen wurden.

Ihren Lebensunterhalt bestritten die vier jungen Templer (24/25jährig) mit verschiedenen landwirtschaftlichen Arbeiten, beschlossen sogar in der Jesreel-Ebene (Nähe Nazareth) eine erste landwirtschaftliche Siedlung zu gründen, wozu ihnen dann allerdings die erforderlichen Mittel seitens der Tempelleitung auf dem Kirschenhardthof verweigert wurden. Sie konnten damals nicht ahnen, welches leidvolle Schicksal ihren Glaubensbrüdern sieben Jahre später in derselben Gegend zum Verhängnis werden sollte.

Die vier Sendboten waren zwar ursprünglich nur für einen Palästina-Aufenthalt von einem Jahr gedacht, aber augenscheinlich haben selbst manche unerfreulichen Erfahrungen dazu geführt, daß man sich zum Verbleiben entschloß. Christi-

an Eppinger fand wieder Tätigkeit bei Schneller im Waisenhaus und konnte sich bald darauf als Schneidermeister in der Christenstraße in Jerusalem selbständig machen. Er ermöglichte es sogar, verschiedene arabische Angestellte in der Schneiderei zu beschäftigen. Nebenher führte er im gleichen Haus auch noch einen Laden, in dem er deutsche Waren verkaufte.

Obwohl sich seine Lebensverhältnisse in dieser Weise erheblich verbessert hatten, fühlte sich Eppinger nicht ausgefüllt in seinem Dasein. Die missionarischen Aufgaben, die er sich vorgestellt hatte, verliefen anders als geplant. Seine drei Freunde waren ebenfalls, zwar jeder wieder auf andere Weise, in Jerusalem tätig, aber Eppinger fühlte sich dennoch irgendwie einsam. Nach reiflichen Überlegungen faßte er sich ein Herz und schrieb einen Brief an Christoph Hoffmann. Er schilderte ihm in offenen Worten seine seelische Einsamkeit und bat Hoffmann als seinen Gemeindevorsteher, er möge ihm für sein weiteres Dasein in Jerusalem eine passende Lebensgefährtin besorgen. Da für ihn nur eine deutsche Frau in Frage komme und da in Palästina eine solche nicht zu finden sei, die auch in religiöser Hinsicht mit ihm übereinstimmen müsse, hoffe er, daß sich jemand in Württemberg für ihn finden lasse.

Diesen Brief hat Christoph Hoffmann gewissenhaft am Ende der nächsten Versammlung auf dem Kirschenhardthof seiner Gemeinde vorgelesen. Der erhoffte Erfolg blieb nicht aus. Die heutigen Eppingers sind im Besitz einer vierseitigen Beschreibung darüber, »wie damals im Jahr 1864 Christian Eppinger in Jerusalem zu seiner Frau kam«. Es läßt sich vorstellen, welche Aufregung unter den Jerusalemsfreunden und Templern damals herrschte und welchen inneren Mut *Babette Rohrer* besaß, als sie sich in Neuffen für den Heiratsantrag meldete und noch im gleichen Jahr nach Jerusalem abreiste.

Am 14. November 1864 fand Christians und Babettes Trauung in Jerusalem statt. Noch waren um jene Zeit keine anderen Templer in Jerusalem. Ein kleines unscheinbares Kirchlein steht außerhalb der Mauern der Heiligen Stadt, in der Nähe des Russenbaus. Dorthin führte Christian seine am Vormittag auf dem Preußischen Konsulat angetraute Frau, um ihre Ehe von dem deutschen, in englischen Diensten stehenden Missionar Klein einsegnen zu lassen.

Unter den Klängen eines Harmoniums betraten sie die Kirche. Langsam ging das Vorspiel über in die Melodie »Befiehl du deine Wege«. Musik ging Babette immer zu Herzen. Heute aber erschütterte sie ihr Innerstes. Es schüttelte sie förmlich, als die kleine Gemeinde das wohlbekannte Lied anstimmte, die bange Sehnsucht nach ihren fernen Lieben zerriß ihr schier das übervolle Herz.

Bewegt schaute der Bräutigam auf seine fassungslose Gefährtin. Fest und warm hielt er ihre zitternde Hand. »Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln« – so ertönte die Stimme des Predigers. Diese tröstlichen Worte des Psalmisten gaben ihr die Fassung wieder zurück. Der sich in ihre Lage versetzende Missionar fand die richtigen Worte: »Der gleiche Himmel umspannt die alte wie die neue Heimat, und der gleiche Vater hält das Geschick eurer Lieben wie das eurige in seinen Händen. Ihm vertraut, wenn es euch zu schwer werden will im fremden

Land, und so ihr seinen Willen zu dem eurigen macht, so wird euch die Fremde zur Heimat werden und er wird euch stützen und tragen, bis ihr alt und grau werdet.«

Nach der Einsegnung schritten sie still und ernst in ihr neues Heim. Das junge Ehepaar wohnte anfänglich mitten in der Altstadt, in der Christenstraße, etwa hundert Meter von der Grabeskirche entfernt. Später verlegte Christian sein Geschäft in die Jaffa-Straße, die außerhalb der Stadtmauer von Altjerusalem in der Nähe des Jaffatores liegt. Dort auf der Davidsburg erblickte der erste Sohn von Christian und Babette Eppinger das Licht der Welt. Es war *David Philipp Eppinger*, das erste Kind von Templern in Jerusalem.

Im Lauf der Jahre folgten die weiteren Kinder Christian, Sophie (verheiratete Imberger), Maria (Hinterkircher), Anna (Rohrer), Gotthilf und Martha. Mit 47 Jahren schon (1882) ist dann die Mutter Babette in Jerusalem gestorben. Wieder alleinstehend mit den Kindern schloß Christian Eppinger eine zweite Ehe mit Rosine geb. Schad aus Berneck im Schwarzwald. Aus dieser Ehe entstammen Babette (verheiratet mit Nikolai Schmidt), Wilhelm (Lydia Imberger), Sam (Gertrud Riedel), Rosa (Jakob Imberger). Das letzte Kind Martha verunglückte mit 3 Jahren. Letztlich hatte Christian Eppinger von seinen zwei Frauen insgesamt 11 Kinder, die alle in Jerusalem geboren wurden.

Christian Eppinger, einer der vier Sendboten des Tempels von 1860, verstarb 1918 85jährig und fand seine letzte Ruhestätte auf dem Templerfriedhof in Jerusalem, unweit des Grabes von Christoph Hoffmann. Sein Kinderreichtum setzte sich auch in seinen Nachkommen fort, weshalb wir uns beschränken wollen mit kurzen Angaben über den ältesten Sohn David Philipp (1867-1936).

David Philipp Eppinger heiratete 1893 Anna Maria Schäfenacker aus Dornhan im Schwarzwald. Sie wohnten in Jaffa/Walhalla, später in Sarona. David Eppinger war sein Leben lang als Lehrer in Jaffa tätig. Von seiner großen Musikalität wird oft berichtet. Er schrieb Noten, leitete Chöre, ein Blasorchester. Sein bescheidenes Lehrgelohn reichte bei seinen neun Kindern bei weitem nicht aus, weshalb er noch als Klavierstimmer und Musikbegleiter bei den damaligen Stummfilmen in Jaffa einen Nebenverdienst erwarb.

Allein aus Platzgründen lassen sich keine näheren Angaben über den Werdegang des Familienzweigs David Eppinger machen und auch nicht über deren zahlreiche Kinder und Enkelkinder, von denen der größere Teil die Wahlheimat Palästina nicht erlebte, sondern seine Zukunft in Australien fand. Lediglich der Sohn Gotthilf (Hilf) Eppinger fand als Amtstierarzt im Kreis Münsingen den Weg zurück in die großväterliche Urheimat Württemberg. Einer von Hilfs Söhnen, Direktor Dr. med. vet. Klaus Eppinger in Tübingen, hat den denkwürdigen Weg seiner Vorfahren Eppinger erkannt und in seiner »Familien-Chronik Eppinger« aufgezeichnet. Ihm danken dafür neben seiner eigenen Großfamilie wir anderen alle, die wir auf diesem Weg das tiefe religiöse Streben eines unserer ersten Templerväter erfahren dürfen.

Hans Th. Lange